Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 24

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Das Schulhaus. Das Wahrzeichen des Jahrhunderts der Maschine ist die Fabrik; in gleichem Stil erhebt sich in der Stadt das Schulhaus, eine Bildungsfabrik, die getreue Außenseite der „Innenkultur". Von allen Häusern einer Ortschaft ist, innen und außen, das Schulhaus oft das langweiligste. Zwar ist es der Ort, da die Kinderschar den größten Teil des Tages verbringt. Eine schöne Anzahl Gemeinden will in wahren Protzenbauten die Schulfreundlichkeit weithin schauen lassen. Ich bin zwar Schulmeister, doch solche Häuser erbauen mich nie. Wie groß war mein Ärger, als ich letztes Jahr „Iseltwald, die unberührte Seelandschaft" besuchte. Von der Höhe aus fiel mein Blick in Iseltwald und Brienz auf zwei Schulhäuser, die die Landschaft einfach zerstören und die beiden malerischen Dörfer erdrücken. Wie erfreulich wäre es, wenn die hier aufgewandte Energie naturgemäße und schöne Wege gefunden hätte! Der Bevölkerungszuwachs und das Bildungsinteresse verlangen heute vielerorts einen gegliederten Klassenaufbau. Aber warum denn eine kasernenmäßige Gruppierung der Räume? Die Bedürfnisse der Kinder gehen nicht bloß nach Licht, Luft und Sitzgelegenheit. Speziell die städtischen Verhältnisse sind solche geworden, daß dringend nach einer andern Lösung der Schulhausbaufrage gesucht werden muß. Sehr beachtenswerte Vorschläge für eine städtische Schulorganisation macht Dr. H. Zahler in seinem Schriftchen „Andere Wege" (Bern, Francke). Sowohl der innere, wie der äußere Ausbau des Schulhauses ist ein ungemein ansprechender. Das beigegebene Schulhausbild von O. Kästli, Architekt, ist entworfen nach jenen wohnlichen Berner Landschaftshäusern, wie sie neuerdings Architekt von Fischer in Bern in moderner Umprägung baut. (Siehe „Heimatschutz" 1907, Heft V.) Sehr begrüßen wir im neuen Juliheft des „Heimatschutz" den Aufsatz „Das moderne Schulhaus" von Pfr. R. Wernly, Aarau mit einer Reihe von Plänen und Bildern neuer hübscher Schulhäuser und Gegenbeispielen. Geradezu klassisch ist die Definition des Schulhauses, die ins Pflichtenheft jeder Schulhausbaukommission und jedes Architekten gehört:

„Schulhäuser, zufolge ihrer Eigenart und Zweckbestimmung, ferner als Bestandteil des Gemeindegutes und als Verkörperung des Gemeindebewußtseins, sind an und für sich öffentliche Gebäude und haben als solche nach ihrer Form und Anlage, nach ihrer ganzen Außenerscheinung ein Ausdruck des Volkscharakters, ein integrierender Teil des gesamten Stadt- oder Dorfbildes, ein bodenständiges Stück Heimat zu sein. Als hervorragende charakteristische Bauten sollen sie nicht als Fremdling in der gesamten Umgebung drin stehen und den harmonischen Eindruck einer Landschaft oder Talschaft stören; es wird vielmehr natürlich notwendig sein, daß das Schulhaus in seiner ganzen Anlage und Ausgestaltung, wenn irgend tunlich, auf die engere und weitere Umgebung, auf den Naturcharakter des Gesamtgeländes Rücksicht nehmen muß. Sein Bau ist das Neuhinzutretende und muß sich dem Vorhandenen willig und liebevoll einfügen; die Ummodelung der Nachbarschaft und des Landschaftsbildes ist ausgeschlossen. Tut das Schulhaus in seiner Architektur das nicht, dann verfällt es, trotz alles Aufwandes und aller Vorzüge im einzelnen, trotz aller Zweckmäßigkeit seiner inneren Einrichtungen, doch

auf alle Zeiten dem allgemeinen Urteil, daß es die ganze Gegend verunziere, die Harmonie des Naturbildes „verpfusche". .... Das moderne Schulhaus, wenn es den Stempel der Naturwahrheit und Naturschönheit auf der Stirne trägt, kann und soll ein geheimer, stiller Miterzieher sein."

Ich kenne da und dort ein neues Schulhaus (auch alte), das dies ist. Hoffentlich sind diese Anfänge vielversprechend. E. Sch.

Basler Musikleben. Ferien, langersehnte, da endlich der ob seines, ach! so übertriebenen Kultus geärgerte und gelangweilte Apollo den Kranz aus den Locken nimmt, die Lyra an den Nagel hängt und fröhlich zu Reisemantel und Wanderstab greifend seinen im sommerlichen Staub der modernen Musikstadt zurückbleibenden Anbetern ein fröhliches: „Auf hoffentlich nicht zu baldiges Wiedersehen!" zuruft, ihr herrlichen Ferien, die ihr so manchen ob der ausgestandenen Konzerthochflut in gelindes Rasen geratenen Nerven wohltätige Ruhe verspracht, auch ihr dürft euch in unserer heutigen demokratisch-konstitutionellen Zeit nicht des Vorrechts absoluten Herrschertums erfreuen! Dem naiv auf eure Allmacht vertrauenden Referenten nahte soeben das schwarze Verhängnis in Gestalt eines — Expreßbriefes, dessen kategorisches Gebot: „Du sollst und mußt schreiben!" dem erschreckten Empfänger die beiseite gelegte Kritikerfeder wieder in die Hand drückt, um mehr oder minder passende Bemerkungen über das baslerische Musikleben loszulassen. Aber, da nun Feder, Papier und Tinte bereit sind und nur des befruchtenden Gedankens harren, da bleibt dieser aus: ultra posse nemo obligatur! Soll dieser „Musikbrief" seinen Namen erhalten wie lucus a non lucendo? Seit der Gesangverein dem großen Johann Sebastian seine sommerliche Huldigung dargebracht, ist dem Referenten, abgesehen von einer glänzend verlaufenen Vorführung von Eliteschülerinnen durch den geistvollen Genfer Schulgesangunterrichts-Reformator Jaques-Dalcroze, der sich eine nicht minder gut gelungene Aufführung einer Reihe seiner Kompositionen durch den hiesigen „Frauenchor" unter Leitung von Herrn Paul Böpple anschloß, kein weiterer Anlaß bekannt geworden, über den es sonst üblich ist, an diesem Orte zu berichten. Soeben erst von einer mehrwöchentlichen Reise heimgekehrt hat sich übrigens besagter Referent schleunigst nach Belehrung in Sachen „Musikleben" umgesehen, aber vergeblich. Zum Glück macht Basel, wenn es einmal Ferien macht, auch gründlich Ferien! Sogar die trefflichen, unter Leitung von Herrn Kapellmeister Hermann Wetzel stehenden Unterhaltungskonzerte sind für einige Zeit verstummt. Aber nur allzubald wird wieder der Reigen der großen und kleinen, bedeutenden, bedeutenderen und ganz hervorragend bedeutenden — unbedeutende gibt es ja heute nicht mehr — Konzerte beginnen und Hörer, Referenten und Leser in Atem halten! Bis dahin und dann erst recht — pazienza!

G. H.

Zürcher Musikleben. Wir haben es diesmal dem eidgenössischen Schützenfest zu danken, daß unser Musikleben aus seinem sommerlichen Schlummer wieder einmal etwas intensiver aufgerüttelt wurde: aus dem Rahmen der mannigfachen Unterhaltungsaufführungen mit ihren Gesangs- und Tanzproduktionen und den unvermeidlichen Turnerpyramiden hob sich als künstlerisch interessante und weitaus wertvollste Leistung Lothar Kempters als Begrüßungsgesang komponierte Bundeshymne für Männerchor, Soli und Orchester, nach J. V. Widmanns Dichtung, heraus. Die Komposition zeichnet sich vor allem vorteilhaft dadurch aus, daß sie in gleicher Weise den besonderen Verhältnissen, für die sie bestimmt ist, wie auch den Bedürfnissen eines musikalisch anspruchsvolleren Hörers zu genügen weiß. Ohne jemals ins Grobe, Bombastische, zu verfallen, wie es bei derartigen Werken nur zu nahe liegt, bewegt sich das Werk in großen, klaren Zügen, die zugleich mit Schritt und Tritt das verständnisvolle

Eingehen auf den geistigen Gehalt der Dichtung, sowie das feine musikalische Empfinden ihres Schöpfers verraten. Zu den schönsten Partien des Werkes gehören die beiden Doppelquartettsätze „Vom Himmelslicht umflossen, liegt auch ein kleines Land“ und „O Nacht der schweren Sorgen, der Not und der Gefahr“, in denen Kempter Töne von wundervoller Zartheit, sowie zum Teil hervorragender Charakteristik gefunden hat. Eine großartige Wirkung erzielten naturgemäß die von unseren vier größten Männergesangvereinen vorgetragenen Gesamtchöre, speziell die pompösen Anfangs- und Schlußchöre. Der Komponist erntete reiche und wohlverdiente Ovationen.

Die beiden Orgelkonzerte von Herrn Paul Hindermann vom 15. und 22. Juli brachten an Orgelkompositionen den ersten Satz aus Jos. Rheinbergers „Friedensfeiersonate“, zwei kleine Stücke „Melodie“ und „Canzone“ von Guilmant und Konzertvariationen über „Rufst du, mein Vaterland“ von Ad. Hesse (am 15. Juli), sowie Mendelssohns wundervolle F-moll-Sonate, Joh. Brahms', tiefsinnige Fuge in As-moll und Finale in B von C. Franck (am 22. Juli). In dem ersten Konzert trat eine stimmbegabte, wenn auch noch nicht ganz einwandfreie Anfängerin, Frau Schraner-Hotz (Sopran) mit Werken von Luigi Luzzi, Hiller und Wagner hervor, während im zweiten der tüchtige Cellist Herr H. E. Thomann Sachen von Bargiel, Chopin und Goltermann spielte. W. H.

Berner Musikleben. — Kursaal Schänzli. Nach einer Woche Variétévorstellungen von „détestable plattitude“ gastierten auf dem Schänzli zwei Künstler, die alle Beachtung verdienten. Herr Karl Snoer, Harfenist vom Gewandhaus in Leipzig, und Madame Mary Silva von der Opéra comique in Paris. Es war ganz besonders die letztere, welche hier einen wahren Triumph feierte. Das Publikum war von ihrer Persönlichkeit, die geradezu eine Verkörperung Pariser Chics bedeutete, bezaubert und förmlich hingerissen von ihrer Vortragskunst. Was aus der Romanze der Santuzza aus „Cavalleria rusticana“ und aus der Habañera aus „Carmen“ überhaupt herausgebracht werden kann, trat bei dem Vortrage Madame Silvas zutage. Über dieser Vortragskunst konnte man leicht über die Mängel französischer Gesangsschule hinwegsehen. Nachdrücklich erwähnt sei auch unser tüchtiges Orchester, das unter Herrn Kapellmeister Picks Leitung treffliche Aufführungen bedeutender Werke bot (Symphonie von Dvorak, Lamento und Trionfo zu „Tasso“ von Liszt 2c.). ———l.

Zürcher Theater. In der Sommerfrische denke ich plötzlich daran, daß noch einiges zur geistigen Saison-Chronik Zürichs nachzutragen ist. Ein langer Bericht soll sicherlich nicht daraus werden; denn draußen lacht die Sonne und in mir eine unbeschreibliche Abneigung gegen jedwedes Schreibwesen.

Also: im Pfauentheater wurde von unserer braven, bewährten Stadttheaterschauspieltruppe bis zum 15. Juli gespielt. Die Rücksicht auf das eidgen. Schützenfest — welches Fest nebenbei bemerkt mit Kunst sozusagen gar nichts zu tun hatte — diese Rücksicht hatte den Gedanken an eine Verlängerung der Sommersaison nahe gelegt; ob sich's finanziell gelohnt hat, weiß ich nicht. Man ließ die entsprechende leichte Kavallerie aufrücken: die Maxim-Dame, den Sherlock Holmes, das weiße Rößl und vermehrte diese Kollektion noch um einen neuesten Unsinn, eine Art Sherlock Holmes-Parodie, die sich „Olympische Spiele“ betitelte und den Rekord deutscher Anspruchslosigkeit in bezug auf Witz schlug.

Mit einem ganz seriösen Gesicht schloß man ab, indem man Ibsens Puppenheim gab, als zwölften Ibsen-Abend. Da ich aber am 15. Juli meine Beine bereits unter einen Ferientisch streckte, kann ich über die Reinheit und Harmonie dieses letzten Schauspielklangs vor der zweimonatlichen Pause nichts berichten. Frl. Grete Ilm, die als Gast für sechs Wochen Pfauentheater verpflichtet worden war,

spielte die Nora. Gewiß sehr fein und klug; denn eine vortreffliche Schauspielerin ist diese für das Frankfurter Schauspielhaus engagierte Dame ohne Frage. Man erwies ihr in Zürich auch alle Ehren; man führte sogar ihr zuliebe ein recht mittelmäßiges Stück auf, dessen Hauptrolle sie in Nürnberg bereits kreiert hatte. Dieses Schauspiel hat vier Akte, führt den Titel „Mit reinen Händen" und ist verfaßt von Alfred Schirokauer, der der Zürcher Aufführung in Person beiwohnte und von der Bühne herab vergnügt dankte. Der Inhalt: eine künstlerisch hochbegabte Dame betreibt zwei Berufe, den einer Bildhauerin, der materiell verflucht wenig einbringt, und den einer unterhaltenen Frau, welcher ein behagliches Leben gewährleistet. Doch möchte die Dame den letztern Beruf gerne niederlegen, da sie dessen unwürdige Seiten und drückende Knechtschaft immer empfindlicher fühlt. Es scheint ihr zu gelingen, indem eine siegreiche Konkurrenz ihr die Mittel zu einem selbständigen Lebensunterhalt zu bieten verspricht. Allein im letzten Moment scheitert dann doch das alles: das Haus für das die Bildhauerin arbeiten soll, ist eine höchst moralische Gründung von Freundinnen armer Mädchen, und wie nun herauskommt, daß es mit der Moral der Skulptorin, soso, lala steht, daß sie somit nicht „mit reinen Händen" dasteht, da muß sie aufpacken. Was soll nun die Arme machen? Zum Glück bewahrt sie und uns Schirokauer vor einem Selbstmord; er läßt sie weiter leben — wie bisher, d. h. mit unreinen Händen. Das Stück packt nicht; es ist erklügelt, nicht erschaffen; das Beste daran ist, daß es stellenweise noch so ungemein naiv ist; das erweckt Hoffnungen für den Verfasser; wäre es auch noch raffiniert gemacht, man müßte an Schirokauer verzweifeln. Sehr erfreulich war der Eifer, den die Schauspieler an diese Premiere gesetzt hatten. Der Autor hatte allen Grund, nicht nur mit Frl. Ilm zufrieden zu sein; und das Auditorium, das sich sehr zahlreich eingefunden, applaudierte ihn, wie gesagt, auf die Bühne.

Als gewissenhafter Chronist notiere ich noch, daß wir auch einen sog. Grotesken-Abend im Pfauentheater hatten. Man gab drei Stücke, „ein Abenteuer", eine „tragische Posse" und eine „Burleske"; die Titel dieser drei Possenhaftigkeiten können wir uns ersparen, ebenso die Autorennamen. Über dem letzten Stück schwebt der Clownsgeist Mark Twains; dem ersten liegt eine französische Novelle zugrunde, die ich einmal gelesen, deren Verfasser ich aber vergessen habe (war es am Ende Marcel Prevost?); sie erzählt, wie zwei Damen nach der Oper geheimnisvoll entführt werden — zu einem Damenschneider, der ihre Toiletten kopieren will. Im mittlern Stück spielt ein armer Teufel mit affenartigem Gesicht die Hauptrolle: Dieser Affenmensch gibt sich schließlich als Menschenaffen aus und wird so zum Liebling perverser Damen, deren Gunst er dann freilich unwiederbringlich verscherzt, sobald er seine wahre Menschennatur offenbar macht. In diesem Stück und dieser Rolle exzellierte Herr Ehrens, der in diesen Theaterchroniken mehrfach mit Auszeichnung genannt worden ist. Seine Affenhaftigkeit war magistral. Es heißt, der Schauspieler habe für diese Rolle besondere Studien im Affenpavillon des Zoologischen Gartens in Basel gemacht.

Nun wäre noch ein Schlußfazit aus der abgelaufenen Schauspielsaison zu ziehen. Allein, die Lust, die Feder niederzulegen und allen Gedanken an stickstoffhaltige Theaterräume Valet zu sagen, ist übermächtig. Das Angenehmste für unsere Bühne ist wohl, daß sie auf eine finanziell recht befriedigende Saison zurückblicken kann. Nicht, daß das Defizit in Rauch aufgegangen wäre; aber es soll sich anständig vermindert haben. Der Theaterbesuch hat einen entschiedenen Aufschwung genommen. Daraus resultiert für die Leitung die doppelte Pflicht, durch gute Leistungen auf der ganzen Strecke diese Gunst sich zu erhalten. Möge von dieser Verpflichtung nicht zuletzt das Schauspiel reichen Nutzen ziehen! H. T.

Theater in Bern. Mit drei neuen Einaktern fand im Apollotheater jüngst ein sog. „Abend moderner Autoren" statt. Bier, Milieu, Zigarrenrauch wirken auf die Ansprüche zum voraus mitbestimmend, so daß die Kritik in erster Linie Gelegenheit zur Würdigung der organisatorischen Leistungen bekommt. Es ist von unbehaglichen Empfindungen begleitet, Gestalten, die gleichsam hinter einem Schleier agieren, fest umrissen und von banalen Gaslampen beleuchtet zu sehn und die Bühnengeräusche, die einen integrierenden Bestandteil der Handlung bilden, über den klappernden Biergläsern nicht zu hören. Und dennoch wird man bei innerlicher Ablehnung eines Stimmungsmysteriums wie Maeterlincks „Eindringling" an dieser Stelle dem frohen Wagemut der Theaterleitung aufrichtige Sympathie entgegenbringen. Die jungen, tüchtigen Kräfte, die ihr anvertraut sind, dürfen nicht auf der olympischen Spielbank ihr geistiges Besitztum verjubeln.

Die recht gute Aufführung fand wenig Verständnis. Daß es der Regie gelungen ist, die Gesten und Bewegungen der Darsteller zum feinen, stimmungsvollen Zusammenklang abzudämpfen, den das Stück unbedingt verlangt, verdient die höchste Anerkennung.

Hans Müllers (eines Wiener Autors) Szene aus dem Leben eines Musikers stellt andersartige, wenn auch kaum geringere Anforderungen an die Darstellung. Die verlassene Geliebte, die hergekommen war, den Virtuosen zu töten, und, entwaffnet, sich wenigstens durch Enthüllungen an die Gattin rächen will, bringt es nicht übers Herz, das Glück der „armen kleinen Frau" zu zerstören. Fein und sicher im Griff, etwas skizzenhaft in der Ausführung, bot es Herrn Otto und den Damen Perma und Buchner Gelegenheit zum Selbstschaffen.

„Der Dieb", von Octave Mirbeau, eine Komödie (will sagen: ein Schauspiel cum grano salis verstanden) beschloß die Reihe als übermütiges Satirspielchen.

R. K.

Berner Kunstmuseum. Nachdem die Reihe der größeren Sonderausstellungen abgeschlossen ist, sind die beiden Abgußsäle im Erdgeschoß endlich in Ordnung gebracht worden. Die kleine Sammlung ist mit Geschmack aufgestellt. Der Giebel des Tempels von Ägina im kleineren Saale ist eine besonders schöne Überraschung. Dagegen liegen im größeren Saal noch einige Kopien am Boden, so die „Himmlische und irdische Liebe". Warum vereinigt man diese nicht mit den Bildern, die in den Sälen der ältern Kunst im Obergeschoß noch immer ungerechtfertigt glänzende Namen führen, zu einem Kopiensaale? Bis das neue Museum, das uns wieder in Aussicht gestellt wird, fertig ist, wird noch soviel Zeit vergehen, daß sich die Mühe schon lohnen wird, etwas mehr System in unsere Sammlung hineinzubringen. — Eine Sonderausstellung aargauischer Künstler vereinigt eine größere Anzahl von Gemälden. Es sind fast lauter Landschaften, die alle tüchtig gemalt, aber ohne starkes persönliches Empfinden entstanden sind. Gerhard Bühler, Hans Steiner, Adolf Weibel, Otto Wyler und Ernst Geyger haben alle dasselbe, nicht unangenehme Durchschnittsprofil. Interessanter sind die drei Holzschnitte des letzten aus dieser Reihe. Eine starke Individualität zeigt sich dagegen in den Werken Max Burgmeiers; er wählt die technische Behandlung sorgfältig nach dem Vorwurf und trifft auch starke Lichteffekte glänzend, wie in dem kleinen florentinischen Bildchen, über dessen weißem Haus mit den Fliederbäumen der heiße Sommer liegt. Eine sympathische und stimmungsreiche Zeichnung von San Gimignano hat Jakob Wyß gegeben. Den Radierer Emil Anner sieht man mit dem großen Triptychon „Schöpfung" auf klingerschen Bahnen wandeln, nicht ohne Geschick, obwohl die Behandlung der Meeresoberfläche der monumentalen Gestaltung der Figur keineswegs ebenbürtig ist. Ernest Bolens scheint von Hodlers Methoden hypnotisiert zu sein. Er stellt zwei Porträte

aus, in einer primitiven, fast rohen Herbigkeit. Die Ähnlichkeit ist wenigstens bei dem Bildnis des Dr. B., den ich persönlich kenne, ganz aufgegeben, wohl mit Absicht. Die monumentale Wirkung aber, um derentwillen das geschehen sein dürfte, ist bei dem Damenbildnis ungleich besser herausgekommen. — Alles in allem erhält man einen übersichtlichen und recht erfreulichen Eindruck von den aargauischen Malern. — H. G. Pr.

Künstlerhaus Zürich. Das Künstlerhaus hat zurzeit Ferien. Die beiden letzten Veranstaltungen vor dem vierwöchigen Torschluß brachten noch manch Schönes. Zunächst hatten wir da im Anschluß an einen großartig ergebnisreichen Bazar für die Ferienkolonien und ein Erholungshaus für kranke Kinder eine aus rein privater Initiative erwachsene Ausstellung von Bildern, Zeichnungen in Miniaturen meist zürcherischer Maler des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, alles aus stadtzürcherischem Privatbesitz. Die Salomon und Konrad Geßner, Salomon Landolt, H. Wüst, Füßli, Meyer, Hegi und wie sie sonst hießen, waren charakteristisch vertreten; und unter den Miniaturen gab es eine Anzahl vortrefflicher Sachen. Der bekannte Augenarzt Prof. Haab, selbst ein eifriger Sammler, hat sich um das Zustandekommen dieser altmodisch-traulichen Ausstellung, die von soviel ernsthaftem, ehrlichem, begeistertem künstlerischen Streben erzählte, das Hauptverdienst erworben.

Dann rückten für die letzten vierzehn Tage vor dem Relâche Cuno Amiet und Giovanni Giacometti in den Oberlichtsaal ein, jeder mit einer stattlichen Zahl von Arbeiten, die genügten, um den Raum mit einem wahrhaft festlichen Glanz zu füllen. Da Amiet diesmal nur mit Landschaften vertreten war (abgesehen von einer kleinen geistreichfeinen Zeichnung, die Giacometti vom Kopf bis zu den Füßen porträtierte), wirkte Giacometti, von dem auch Figürliches, sowie Landschaften mit Staffage ausgestellt waren, vielseitiger. Unter Amiets Bildern waren mir neben seiner schon vom letztjährigen Turnus her bekannten Sommerlandschaft mit ihrer rieselnden Lichtfülle besonders wertvoll seine Aquarelle, die in der kraft- und saftvollen Herausarbeitung des Farbigen im Landschaftsbilde und dem feinen Zusammenstimmen der einzelnen koloristischen Akzente eine erstaunliche Intensität entwickelten. Von Giacometti bewunderte man u. a. eine prachtvoll sonnig und farbig instrumentierte Schneelandschaft, eine herbstlich bunte Engadinlandschaft mit dem Blick auf eine wie ein Juwel funkelnde dunkelblaue Seefläche; eine mit spärlichen Bäumen durchsetzte sonnige Berghalde mit weidenden Ziegen und Schafen, die vortrefflich charakteristisch in ihren Bewegungsmotiven erfaßt waren; ein Stück Paßstraße mit einer sieghaft leuchtenden gelben Postkutsche; dann ein ganz in flimmerndes Gelb getauchtes Kindchen mit großen goldgelben Früchten; eine wie eine Fata Morgana wirkende nackte Frauengestalt in einem Meer von Gelb und Rot — wie von einer transzendenten Variétébühne —; ein idiotischer armer Kerl, der nicht nur koloristisch interessant gefaßt war, sondern auch psychologisch durchaus lebendig; schließlich eine Mutter mit Kind in einem entzückend schönen grün und rot gestreiften Teppich — das wären so die Hauptstücke dieser Kollektion, die dem Künstler von Stampa sicherlich auch bei manchem Beachtung, ja Bewunderung eingetragen hat, der sonst gegenüber dieser auf die schmückende Funktion der Farbe ausgehenden und auf ihr aufgebauten Richtung in der impressionistischen Malerei sich zurückhaltend, wenn nicht gar feindselig verhielt. Denen freilich, die der Farbe diese dominierende Stellung einzuräumen nicht gewillt sind und die überall nach strenger Naturwahrheit oder auch nach durchgehender sog. Beseelung und inhaltlicher Vertiefung rufen, denen freilich wird man wohl stets vergeblich klar machen wollen, daß von dem reichen Leben der Farbe ein Zauber auszugehen vermag, der gerade so beglückend ist wie ein Lied ohne Worte.

H. T.